



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

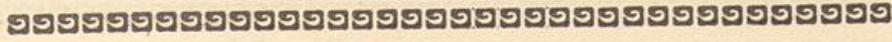
Deutsche Dichter-Abende

Loewenberg, Jakob

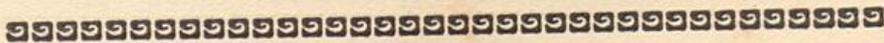
Hamburg, 1904

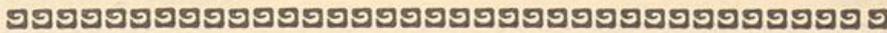
Gustav Frenssen (1903)

urn:nbn:de:hbz:466:1-33653



Gustav Frenssen





1.

Zwischen den Mündungen der Elbe und Eider, im Westen von der Nordsee begrenzt, liegt die holsteinische Landschaft Dithmarschen, die „deutschen“ Marschen. Von der hohen sandigen Geest, von den dunkeln Heidehügeln herab blickt man auf fruchtbare Ackerfelder, auf saftig grüne Wiesenründe und darüber hinaus auf den „blanken Hans“, auf die Nordsee, „die Nordsee“, wie das Schiffervolk sie nennt.

Heide, Marsch und Meer.

Und zwischen Marsch und Meer erstrecken sich die weißschimmernden Dünen, die das Meer in guter Geberlaune sich selber zum Trutz aufgerichtet, etwa wie ein wilder Eroberer, der in frohem Übermut einen Teil seiner Beute wieder hergegeben, sich durch einen heiligen Eid bindet, weil er fürchtet, es könne ihn bald gereuen. Wo sich keine Dünen erheben, haben die Menschen in jahrhundertlangem Kampf mit den Fluten Deiche und Dämme errichtet. Bald Angreifer und Verfolger der abziehenden Wogen, bald Verteidiger und Flüchtlinge vor den anstürmenden, aber immer auf der Warte, haben sie in diesem ewigen Kampf ihr Land, das schwer errungene, um so lieber gewonnen, sind stark und stolz und freiheitsliebend, aber auch grüblerisch, verschlossen, schweigsam geworden.

Auf kühnen Eroberungszügen sind sie übers Meer ge-

fahren und haben aus Britannien ein Angelland gemacht, und in stolzem Freiheitsdrange haben sie ihrem eigenen Lande Herren- und Frondienste ferngehalten. Kein Adliger durfte je auf dem Boden ihrer Bauernrepublik wohnen. Und als der König von Dänemark mit seinen Rittern und Reifigen ins Land zog, und der Schreckensruf: „Waar di Bur, de Gard de kümmt“, ihnen vorausflog, da wehrten sich die stolzen Bauern wie ein Mann. Ihr alter Feind, der blanke Hans, ging mit Wulf Isebrand, ihrem Anführer, Hand in Hand, und sie schlugen den König von Dänemark, und sie rissen die Ritter und Reifigen in die Schleusen und Kanäle ihrer Marschen, und der Schreckensruf stürzte kopfüber und erklang nun: „Waar di Gard, de Bur de kümmt“, und der heimkehrende Hinnerk Wiebers schüttete seiner Frau die erbeuteten Goldschätze in den Schoß und kettete im grimmen Hohn seinen Hofhund an die goldene Kette, die der Herzog von Holstein einem seiner Ritter um den Hals gehängt hatte.

Jahrhunderte sind seitdem vergangen. Um die Landesfreiheit wird nicht mehr gekämpft; aber noch immer geht der Pflug schwer durch den Ackergrund, noch immer prüft die Hand, ob Deich und Dämme fest genug, noch immer horcht das Ohr bangend nach dem wilden Weststurm, und das Auge sucht sehnsüchtig durch graue Nebelwolken einen milden Stern.

Wer da sorgt und wägt, wer da mißt und prüft, wer da lauscht und sucht — wer schafft — der ist still und schweigsam. „Holsatia non cantat, Holstein singt nicht“, geht ein altes Wort, und der einsame „Heidegänger“ sagt:

„In meinem Leben einmal nur
Hört ich Gesang auf der Heidesflur.“

Aber was nicht in hellen Tönen ins Freie springt und singt, lebt darum nicht minder. Die innern Stimmen mögen wohl verhallen, aber sie schweigen nicht. Was der Bauer hinter dem Pfluge gehofft, der Schiffer auf dem Meer gefürchtet, der Schäfer auf der Heide geträumt, geht nicht verloren. Es flüchtet

sich in die verschwiegensten Tiefen der Volksseele, es rinnt und rieselt durch unterirdische, geheimnisvolle Gänge, und eines Tages kommt ein Sonntagskind, und die Wünschelrute zuckt in seiner Hand, schlägt an, und ein lebendiger, reiner Quell springt zutage. Ein solches Sonntagskind ist Gustav Frenssen.

2.

Das sangesarme Land ist in dem letzten halben Jahrhundert reich an großen Sängern gewesen. Dort in dem engen Winkel zwischen Elbe und Eider sind Hebbel, Storm und Klaus Groth geboren, und gar nicht weit davon steht die Geburtsstätte des größten unserer neuen Lyriker, Detlevs von Liliencron, des einsamen Heidegängers. Sie alle haben ihres Landes Lob und Preis und Eigenart gesungen; auch der Riese Hebbel, der mit mächtigem Schritt die Welt durchwanderte, hat in den paar Szenen seiner „Dithmarschen“ ein wuchtiges Bild seines Heimatlandes und seiner Heimatgenossen entworfen.

Nun gesellt sich als fünfter Gustav Frenssen zu ihnen. Mit festem Schritt stellt er sich breit auf die Scholle der Heimat und er pflügt, als sei es jungfräulicher Boden, und er deckt die alten Hünengräber auf, als ob noch nie ein Spatenstich daran getan, und er findet neue Ernten und neue Schätze. Vor einigen Jahren noch wurde sein Name kaum genannt; der beispiellose Erfolg seines „Jörn Uhl“ hat bewirkt, was sonst in Deutschland nur ein Theaterstück ermöglicht: er hat ihn mit einem Schläge allgemein bekannt gemacht.

Und doch ist der Tischlersohn von Barlt, der heute als Vierzigjähriger vor uns steht, langsam gereift, wie alles Gute langsam wächst. Wie er zum Dichter gewachsen und geworden, das ist in seinen „drei Getreuen“ zu lesen. Dort schildert er in Heim Heiderieter sich selber.

Ich weiß nicht, ob eine einzige Begebenheit, eine einzige Tatsache genau mit der Wirklichkeit stimmt, aber ich weiß, Heim Heiderieters inneres Leben, seine dichterische Entwicklung ist

die Gustav Frenssens. So schildert man nur einen, den man so genau kennt wie sich selbst.

Im Beginn des deutsch-französischen Krieges, als Frenssen selber etwa 8 Jahre alt war, zieht der kleine Heim mit seinen beiden Spielkameraden Andreas und Franz Strandinger — das sind die „drei Getreuen“ — auf die Höhe des Dorfes, um auszuspähen, ob keine französischen Kriegsschiffe nahen. Der Junge vom Heidehof mit dem runden pausbackigen Kinderkopf, dem krausen blonden Haar, den tiefen blauen Augen muß den Gemeinen spielen; aber er erlebt mehr als die beiden andern, die Oberst und Adjutant vorstellen. Er zieht — wenn auch nur in seinen Träumen — mit seinem Freunde Reimer Witt, der beim Heere steht, in den Kampf auf Metz zu. „Glühende Kugeln sausten gegen die Stadt, und es war ein Lärm, größer als auf dem Spielplatz, und über Metz stand ein Lichtschein. Und er und Reimer waren die ersten, die allerersten. Sie schlugen das Tor ein — das sah aus wie das Tor des Pferdestalls des Strandingerhofs, und Bazaine lag vor Heim auf den Knien, aber Reimer wollte keinen Pardon geben. Da kam König Wilhelm auf seinem schwarzen Pferd mit seiner goldenen Krone auf dem weißen Haar und lobte die beiden, und es war nur noch zweifelhaft, wer von ihnen immer neben dem König reiten sollte.“

Das Träumen ist Heim Heiderieters feinste Gabe. Zwar, daß er sich die Negerstämme am Tanganjika-See unterwirft, ist nichts Merkwürdiges; andere Jungens haben die Indianer gebändigt und sind keine Heim Heiderieters gewesen. Aber er sieht auch die kleinen Geister auf den knorrigen Ästen der Heidebirke, er sieht die leuchtenden Feuergeister im Abendrot kämpfen, er versteht die Stimme des murmelnden Bächleins — er hat es sich nicht ausgedacht: „Erlebt hab ich's, wahrhaftig erlebt!“ Als er zur Universität nach Tübingen ziehen will, träumt er noch immer: „Er ging in seligen bunten Gedanken über die herbstliche dunkelfarbige Heide und träumte

von alten Burgruinen im Mondschein, von gemütlichen Wirtschaften am Bergabhang und von stillen Waldwegen, in denen schöne Kinder lustwandelten und das Singen der Vögel aus dem Dickicht klang.“

Auf der Universität lauscht er mehr der Weisheit, die der Wald verkündet, als der, die im Hörsaal vorgetragen wird, sitzt häufiger auf dem weichen Rasen beim Bache als auf den harten Bänken beim Professor. Die Heiderieters sind allzeiten und allerorten „fein und faul“ gewesen. Er nennt sich zwar stud. phil.; aber die Freunde meinen, daß er zur Fakultät Umland gehöre, dessen Gedichte seine treuen Begleiter sind, und selbst im neunten Semester träumte er immer noch. „Es hatte ihn noch niemand geweckt, noch niemand gedungen. Die Heimat dang ihn nachher.“

Und die Heimat hilft ihm, daß er ein ganzer Mann wird. Er verrichtet, zu ihr zurückgekehrt, zunächst nützliche gute Werktagsarbeit, wie sie tausend andere neben ihm tun; aber er erkennt auch, an der Brust der Heimat erstarkend, klar und klarer, daß er eine ihm ganz eigene Gabe besitzt, daß er etwas schaffen kann, was noch kein anderer geschaffen hat. Schon als Jüngling hat er davon geträumt. Natürlich stand ihm Schiller im Wege. Wem hat er nicht schon im Wege gestanden und die besten Stoffe und Gedanken fortgenommen? Da ersinnt er einen Sang, in der Weise des Trompeters von Säckingen etwa, schmückt ihn mit allen Einzelheiten aus und — schreibt ihn nicht. Er war, wenn nicht zu faul, so doch zu fein dazu.

Etwas Ernstes sollte es sein. „Nicht so ein windiger Sang! Etwas Ernstes! Das man mit Händen anfassen kann, ohne daß es zerbricht. Von Sünde und Sorge, Heimat und Vaterland, treuer Liebe und ehrlicher Arbeit. So recht Deutsches und Einfaches wie Reuter und Freitag geschrieben, so etwas für das ganze große Volk, was der Gebildete gern liest und auch der einfache Mann.“

Reuter weist ihn auf die Scholle der Heimat, Freitag führt ihn in die weite Ferne der Geschichte. Er will einen historischen Roman schreiben und studiert holsteinische Geschichte. Die alten verstaubten Bücher, die er sich von der Universität kommen läßt, führen im Mondschein seltsam drollige Gespräche. Es klingt wie ein Andersensches Märchen. Die dicke Schweinslederne dänische Geschichte ist stolz darauf, daß vor 20 Jahren ein Professor sie gelesen. Das war ein anderer Mann als Heim Heiderieter, hat sogar selber etwas an einen Rand geschrieben.

„Was hat er geschrieben?“

Die Blätter rauschten leise. „Was wird es sein? Ich verstehe nur dänisch. Etwas Ehrenvolles für mich wird es sein. Siehst du, da steht es!“

Da stand mit harter Bleifeder hingekritzelt: „ignorantia pyramidalis.“

„Und hier?“

Da stand das kurze Wort: „Blech!“

„Was soll das bedeuten?“

„Es ist eine Anerkennung meiner Gelehrsamkeit. Ich bin stolz darauf, daß ich ein gelehrtes Buch bin. Wer kennt die alten Zeiten wie ich?“

Aber die Chronik des alten Priesters Helmold von Bosau ist froh, daß sie in die Hand des Rechten gekommen, eines, der Herz und Glauben hat, eines, der ein Dichter ist.

Und so hat Heim Heiderieter den Dichter in sich entdeckt. Aber er schreibt keine historischen Romane, er liest die alten Chroniken zwischen den Zeilen, und was da steht von den ewig alten und ewig neuen Kämpfen seiner Volksgenossen, wie das Land geworden und wie sie geworden, was den Kern, die Geschichte der Geschichte bildet, das nimmt er in sich auf und in seine Dichtung. Immer klarer erkennt er, — wenn er auch noch an seiner Kraft zweifelt — wie sie sein muß. Kein Singang und kein historischer Roman. „Man müßte

etwas anderes schreiben als das da. Man müßte etwas schreiben, das müßte stark sein und so recht fröhlich und gesund, wie Friß Witt ist. Wenn man es gelesen hätte, müßte man aufatmen als im Westwind: Das war frisch und schön."

Da hatte Heim Heiderieter den Beruf gefunden, der ihm zusagte: Bauer und Schriftsteller.

Aber der Pflug ging zuerst noch immer leichter über den Heideboden als die Feder übers Papier. Das Ziel war erkannt, aber der Weg war schwer.

3.

Und nun gab sich Heim Heiderieter, der Besitzer des Heidehofes, oder vielmehr Gustav Srenssen, der Pfarrer von Hemme, an die Schreibung seines ersten Buches. Den „drei Getreuen“ war ein großer Roman „Die Sandgräfin“ vorausgegangen. Ein echter Roman in des Wortes verwegenster Bedeutung und darum so recht geeignet für ein Familienblatt, in dem er auch zuerst erschien. Nein, nicht so recht geeignet; denn um das zu sein, mußte erst sein bestes Drittel gestrichen werden.

Land und Leute im Roman sind der Heimat entnommen; aber nur das Land trägt wahre Züge. Die Charaktere sind mit wenigen Ausnahmen noch schablonenmäßig romanhaft. Der Dichter sucht das Wunderbare noch in den Begebenheiten, in seltsamen, außergewöhnlichen Ereignissen und Zufälligkeiten und nicht da, wo sich der Wunder größte begeben, im menschlichen Herzen. Auch der Pastor verleugnet sich nicht. Es wird reichlich moralisiert und mehr, als gut ist, über Heimat, Vaterland, Deutschtum geredet.

Und doch steckt auch in diesem Buch schon ein gut Stück Srenssen. Ist auch der Inhalt mit seinen Geheimnissen, Überraschungen, Lösungen noch ganz in der alten bösen Familienromanmanier, die Darstellung ist's schon nicht mehr. Und in den geschichtlichen Rückblicken, in der Art, wie er Vergangenes gegenwärtig macht, in der Freude am Land, in der

heißen Liebe zur Heimat und vor allem in der ganz wunderbaren Mär von Trude Groode spinnt er schon „den goldenen Faden von edelstem Gespinnst, der durch die deutsche Geschichte geht, des Name ist Volkspoesie“.

Jetzt, da Frenssen, wie er in der Vorrede zur dritten Auflage sagt, ein gut Stück weitergekommen ist, mag er sich des Buches freuen, mag sich freuen, daß er es so fröhlich niedergeschrieben; aber damals, als er an den „drei Getreuen“ arbeitete, empfand er doch wohl, was er Heim sagen läßt: „Es lag ihm so fern, was er schrieb. Es war oberflächlich, gleichgültig, lächerlich. Es war nicht seins, was da auf dem Papiere stand.“

4.

Da war das neue Buch, „die drei Getreuen“, schon in ganz anderm Sinne seins zu nennen. Da gibt er schon ein Stück Leben, das er erlebt hat. Den Heim Heiderieter kennen wir. Er ist die prächtigste, festeste Gestalt unter den drei Getreuen; die beiden andern haben etwas Brüchiges in ihrem Charakter wie in ihrer Entwicklung. Sie sind noch nicht ganz frei gewachsen, sind noch mehr gemacht als geworden.

Auch die Stadtleute, die alte Hoboken, ihre Tochter, ihr Bruder, wollen uns nicht recht wahr erscheinen. Man hat oft das Gefühl, sie sind schlechte Menschen, weil sie eben Stadtmenschen sind. Es ist schlechterdings ungläubhaft, daß die Witwe eines preußischen Leutnants von Weihnachten und dergleichen nichts wissen will und ihren Jungen schlägt, weil er den Weihnachtsbaum eines Freundes sehen will. So, wie es geschildert, ist es ungläubhaft, daß der alte Hoboken aus purer Lust am Bösen seinen Neffen sittlich verderben will, und daß dieser Neffe gerade in höchster Todesnot, im Kampf mit Sturm und Wogen, Rechenschaft von dem Oheim fordert.

Viel wahrer und klarer sind die Gestalten aus dem Volke hingestellt, die Leute vom Eschenwinkel, der sinnige Pellwormer

Nachtwächter, die alte Thielsche, die ihre Kinder in Amerika besucht und wieder zurückkehrt, weil sie das Geld von der Altersversicherung haben will, und viele andere.

Auch die drei Frauen, die in so nahe Beziehung zu den „drei Getreuen“ treten, Maria und Ingeborg Landt und Eva Walt, sind fein gezeichnet und unterschieden, wenn auch das romanhafte dreifache Zusammentreffen der Eva mit Heim noch stark auf die Sandgräfin hinweist.

Sonst aber führt von der Sandgräfin zu den drei Getreuen kein Weg, den man Schritt für Schritt verfolgen könnte. Es ist wie ein Sprung über einen breiten, tiefen Graben; nur die Spur des Fußes, der hier zum gewaltigen Sprunge ansieht und dort an der andern Seite sich wieder dem Boden eindrückt, zeigt uns, daß es derselbe Mann ist, der hüten und drüben gegangen.

Und jetzt steht der Dichter ganz im heimatischen Grunde. Die Schilderung der Landschaft, des Meeres, des Sturmes sind von überwältigender Kraft und Schönheit. Das ist der Boden seiner Kindheit. So gut kennt man nur einen Fleck auf der Welt — den, wo man als Junge gespielt hat. Ich war darum gar nicht überrascht, als mir der Dichter sagte, daß der Wodanshügel, die Heese dicht bei seinem Geburtsort lägen, und ich wunderte mich nicht, als er mir erzählte, daß sein Onkel auf einer einsamen Insel gewohnt und König von Sandholm geheißt, daß sein Bruder auf Flackelholm Schäfer gewesen und er seine Sommerferien bei ihm verbracht habe. Die Frenssen sind ein altes Schäfergeschlecht, daher die hellen, klaren Augen für die umgebende Natur und die verträumte, versonnene Seele.

Trotz mancher Mängel ein feines, ein gutes Buch, diese drei Getreuen. Und wenn es als Ganzes auch nicht geschlossen, nicht ausgeglichen genug ist, so bietet es dafür eine Fülle der köstlichsten Einzelheiten. Szenen wie die in dem ersten Kapitel, wo sich Ereignisse und Stimmungen aus der Zeit des

letzten deutsch-französischen Krieges so lebendig, so ergreifend bei jung und alt widerspiegeln, das Geschick der unglücklichen Antje Witt, die ihren Verlobten im Krieg verloren, die Abschiedsfeier der Auswanderer, bei der der alte Lehrer eine so eigenartige und doch so packende Rede hält, der Tod der alten Tagelöhnerfrau Rieke Reimer und vor allem das Sterben der armen Maria Landt haften für immer in der Seele. Man glaubt's dem Dichter gern, daß der Tod der Maria ihn selber tagelang erschüttert hat. Was so packt und schüttelt, muß aus tiefstem Herzen gekommen sein. Wir vergessen die Stimmen nicht, die am Wehl geklagt, gerufen, gelockt, bis sie das arme verratene Menschenkind verwirrt und in die Tiefe gezogen haben.

„Sieh, wir warteten auf dich diese fünf Mondnächte lang! Da bist du!“

Weiße Körperformen, wunderschöne, stille Augen unter halbgeschlossenen Lidern erscheinen zwischen dem schwankenden Schilf, alles weich, gleitend, feuchtglänzend, ewig junge Formen, Urbilder der Schönheit, erste, unverdorbene Schöpfung. Sie gleiten und fließen und reden leise.

„Was sagst du von Selbstmord? Das ist kurzer Menschengedanke. Siehst du nicht, daß wir leben und weben, steigen und sinken, weinen und reden? Sind wir lebend oder tot?“

„Es ist Sünde dabei.“

„Vertauschst Unfrieden mit Frieden, unreines mit weißem Kleid, Schwachheit mit Wirken und Kraft, unten mit oben?“

„Es ist Sünde dabei.“

„Dann hat auch er Sünde getan; er hätte an Golgatha vorbeigehen können und tat es nicht.“

„Wenn ich fortgehe, weinen sie lange.“

„Sie weinen und zerfließen und werden ganz weich . . . weil du Steine suchst auf grünem Grund.“

Sie gleiten näher . . . zwei, drei . . . sechs sind es und haben Schilf ums Haar. Mit dem Haar und dem Schilf spielen

die kleinen Wellen. Unendlich weich und tief sind die großen, stillen Augen, abgrundtief.

„Geh fort . . . ich fürchte mich . . . sehr.“ — — —

Wir vergessen die Stimmen nicht, die am Wehl erklingen.

Und wenn all der Jammer uns zu erdrücken droht, dann klingt das Morgenlied des alten Pellwormers, des alten Nachtwächters, wie ein Urlaut der Natur, der ewigdauernden in allem Wechsel. „Er sang das Morgenlied. Verwehte Laute drangen bis zu denen, die übers Watt zogen:

De Klock hett veer slahn,

Deer hett de Klock.

Der Tag vertreibt die finstre Nacht,

Ihr lieben Christen seid munter und wacht!

Und lobet Gott, den Herrn!“

5.

„Es muß etwas anderes werden als das da,“ hatte Srenssen noch in den drei Getreuen gesagt; und dann schrieb er den „Jörn Uhl.“

Etwas anderes! Das ist immer die Losung der Söhne. Müssen sie niederreißen, was die Väter gebaut, damit sie Raum für den eigenen Bau finden?

Etwas anderes! Wir haben diese Losung in den letzten Jahrzehnten mehr als einmal gehört. Vom Pseudo-Idealismus, dem tiefsten Niedergang unserer Literatur, sind wir zum Naturalismus, zum Realismus, zum Symbolismus gekommen, und jetzt schaut aus allen Ecken die verpönte Romantik heraus. Auch aus dem „Jörn Uhl“. Im innersten Grunde des deutschen Herzens hat sie stets gehaust, sie ist sein treuer Hausgeist, der es nie verläßt.

Die große, weltbezwingende Kunst, die wir erhofft, ersehnt, hat uns keine dieser Strömungen und Richtungen gebracht; sie kann auch von keinem Stil und keiner Richtung kommen, sondern nur von einer alles überragenden Persönlichkeit, die

sich selber ihren Weg bahnt. Aber empfangsfähiger für echte Dichtung haben uns die Modernen doch gemacht.

Was uns diese verschiedenen Strömungen an Gutem gegeben: den prüfenden Wirklichkeitsinn, die Freude am Schlichten, Einfachen, Kräftigen, das erweiterte Stoffgebiet, das kein Ding und keinen Menschen ausschließt nach einem alten weisen Worte: „Verachte keinen Menschen, und halte kein Ding zu gering; denn es gibt keinen Menschen, der nicht seine Stunde und kein Ding, das nicht seinen Ort hätte“ — alles das will eine neue Kunst sammeln, die sich froh und zuversichtlich Heimatskunst nennt. Das Wort mag neu sein; die Sache ist es nicht, ebensowenig wie der Naturalismus und der Realismus etwas ganz Neues waren.

Heimatskunst bergen die Werke Jeremias Gotthelfs, birgt sein gewaltiger, urkräftiger Bauernroman „Uli der Knecht“, der es an naturalistischer Kraft mit Zola aufnimmt; echte, edelste Heimatskunst bietet uns der andere Schweizer, der tiefgründige, gedankenschwere Gottfried Keller, und die Sonne der Heimatskunst leuchtet nicht minder dem stillen, heißglühenden Otto Ludwig wie dem humorvollen Reuter und dem leidenschaftlichen, herzenskundigen Anzengruber. Uli der Knecht, die Heiterethei, der grüne Heinrich, Ut mine Stromtid, der Sternsteinhof — das ist das Geschlecht Jörn Uhl's. Ein herrliches Geschlecht! und keiner von ihnen, der seinem neuen Genossen zu weichen brauchte, keiner von ihnen, der es nicht mindestens wert wäre, sich die Gunst der Leser in gleichem Maße zu erringen.

Und was hat nun der „Jörn Uhl“ Eigenartiges? Es ist die einfache Geschichte eines Bauern, fast könnte man sagen: des Bauern. Der kleine Jürgen oder Jörn ist drei Jahre alt, als ihm die gute, seelenvolle Mutter stirbt. In Haus und Hof, auf Feld und Heide, mit und zwischen Hunden, Kälbern und Fohlen wächst er auf. Er hat einen eigenen, klugen Kopf, er soll Landvogt werden und möchte studieren. Als er aber sieht,

wie der große, reiche Marschhof durch die Liederlichkeit des Vaters und der Brüder zugrunde geht, entsagt er seiner Neigung. Noch halbwüchsig nimmt er die Zügel in die Hand und pflügt und sät und eggt und rackert sich ab von früh bis spät. Hoch und kräftig aufgeschossen, hat er gegen seine starke Sinnlichkeit und zugleich gegen seine verbitternden Grübeleien zu kämpfen. Er wird Soldat, macht den Krieg von 1870 mit und übernimmt, heimgekehrt, den überschuldeten Hof. Seiner Jugendgeliebten fremd geworden, heiratet er seine Großmagd und verlebt ein glückliches Jahr. Da stirbt sein Weib, seine Lena, und die Sorge wächst ihm über den Kopf. Die Mäuse fressen ihm den Weizen auf, ein Blitzschlag zerstört sein Haus, die alte Uhl, und die Kette zerschmilzt, daran seine Seele geschmiedet war. Er fühlt sich frei; nun will er, der Dreißigjährige, ganz den Studien leben, zu denen er heimlich immer zurückgekehrt war, der Mathematik, der Messungskunde, der Astronomie. Er verlobt sich mit Lisbeth, seiner Jugendliebe, besucht die Hochschule und wird Ingenieur.

Bis auf den Schluß, wie gesagt, die einfache Geschichte eines Bauern, eine Geschichte, wie sie tagtäglich, gestern und heute und morgen passiert. Und es ist leicht möglich, daß mancher Leser die ersten 50 Seiten liest und dann das Buch zuklappt: „Das ist ja zum Davonlaufen langweilig! Keine Verwicklung, keine Intrigue, kein Geheimnis, keine Spannung!“ Und ich kann mir denken, wie ein zweiter sich mit großer Mühe und starker Selbstbeherrschung, die Lippen zusammengekniffen und die Stirn gerunzelt, bis ans Ende durchzwingt: „Man muß es gelesen haben, es ist ja Mode!“

Aber ich kann mir auch denken, wie ein anderer und wie viele, viele andere dasitzen mit leuchtenden Augen und lauschender Seele, und ihre Herzen sind weit offen, wie Blüten an einem sonnigen Maientag. Es ist ja ihre eigene Geschichte, die sie da lesen; so oder ganz ähnlich, so haben sie's auch erlebt. Sie laufen auch wie Thieß Thiessen in der großen Stadt umher

und suchen und suchen, und ihre Sehnsucht wandert andere Wege, vielleicht nach einem Balkon im fünften Stock mit bunten Geranien und Winden, vielleicht nach einem Vorstadtgärtchen mit einem einzigen Rosenstrauch, vielleicht nach einem einsamen Baum am Dorfwege, aber immer nach einem Stückchen Natur. Sie alle, mit der tiefen Sehnsucht und dem brennenden Heimweh im Herzen, sind Kinder von Wentorf, die jahrzehntelang der Heimat fern gewesen sind.

Und da kommt er, Heim Heiderieter, der Dichter; sein Heidehof liegt unweit Wentorf, und er kennt jedes Haus und jeden Baum, jedes Kind und jeden Hund. Und wir drängen uns um ihn, an ihn heran. Wir sind schon so lange fort von Wentorf, erzähle, erzähle!

Und er erzählt.

Mit wenigen Worten sind wir mitten auf dem Uhlenhof, wo der Vater ein großes Gelage hält, dieweil die Mutter im Sterben liegt. Da lernen wir mit einem Schlage fast alle kennen, die in Wentorf jetzt oder später eine Rolle spielen. Klaus Uhl und Thieß Thiessen und Wieten Penn und Siete Krey und Jörn Uhl.

Weiter, weiter!

Und Heim erzählt von den Uhlen und Kreyen, von den großen stolzen Bauersleuten und von den kleinen klugen Geestleuten, wie sie sich schlagen und vertragen, miteinander streiten und zanken, trinken und feiern. Mit scharfen Strichen entwirft er uns ein Charakterbild von jedem. Wir sehen den proßigen Uhlbauer leibhaftig vor uns stehen, wenn wir nur hören, daß er das Geld, selbst die Hundertmarkscheine, immer aus der Westentasche zahlt. Wir kennen den Jasper Krey, der sich in der Welt umsehen wollte, wenn wir erfahren, wie er wieder nach Wentorf kommt: „Ein wenig erhitzt, ein wenig außer Atem, ein wenig verlegen, kurz wie einer, der aus einem Tanzsaal herausgeworfen sich umsieht und weiter geht, als wäre nichts geschähen.“

Der Uhlenhof ist ein großer, mächtiger Hof, etwas hoch gelegen. Er gibt das Auge nicht frei, wir müssen immer wieder zu ihm und Jörn Uhl zurück. Aber die andern interessieren uns doch auch, sie sind ja auch aus Wentorf, und wenn von irgend einem von ihnen erzählt wird, ist er die Hauptperson, und alle anderen sind vergessen. Und so führt uns Heim durchs Dorf umher, durch Straßen und Gassen, in alle Ecken und Winkel, bald hierhin, bald dorthin, jetzt um ein Haus, dann um eine Hütte, hier um einen Bauern, da um einen Tagelöhner, aber immer herum, ganz herum, daß wir alles und alle von allen Seiten sehen. Ganze Lebensläufe in auf- und absteigender Linie.

Er braucht nur anzudeuten, anzutippen, wir finden uns schon zurecht, wir sind ja Ortskundige. „Seine Mutter war eine Tochter von dem bekannten krummen Steffen Kren.“

Und da wir uns so leicht zurechtfinden, nimmt er manches voraus, als dächte er, wir könnten doch schon davon gehört haben. „Das ist nachher ganz anders geworden.“ „Noch als ein Dierzigjähriger, wenn er an diese Stunde dachte . . .“ „Als er ein älterer Mann geworden war . . .“ Es ist ihm offenbar nicht darum zu tun, die gewöhnliche Spannung in uns zu erregen; oder sollte es gar ein Kunstgriff sein, uns noch mehr zu fesseln?

Und Heim Heiderieter zwinkert mit den tiefen, schelmischen Augen und erzählt weiter, erzählt die alte Geschichte von Klaves Uhl, Jörns Urgroßvater, und erzählt andre alte Geschichten, die sich im Lande zugetragen oder die er erfunden. Was am Wege liegt, wird mitgenommen. Und erzählt so nebenher die Geschichte seiner Landsleute, ihre Sagen, Märchen und Schwänke, ja auch von den Männern, die sie gesammelt, von Theodor Storm und Karl Müllenhoff.

Und ebenso selbstverständlich, wie er von den Menschen und Tieren erzählt, denn die Tiere gehören auch dazu — sie wohnen im niederfächsischen Hofe mit den Menschen unter einem

Dach — erzählt er auch von den Geistern am Watt, auf der Heide, im Goldsot. Natürlich kennt er sie, wie sollte er nicht? Er hat sie ja leibhaftig gesehen.

Doch immer kehrt er wieder zu Jörn zurück. Der ist inzwischen herangewachsen. Er spielt längst nicht mehr mit dem Spitz als seinesgleichen, er sitzt nicht mehr mit Site Kren und Elsbeth auf der alten Lade und spinnt Träume; er ist groß geworden, aber er sagt noch immer: „Die Arbeit ist das Beste auf der Welt“ und: „Ich will die ganze Welt verstehen.“ Die beiden Worte kennzeichnen sein Wesen.

Jetzt muß er in den Krieg.

Nicht er allein. Wir ziehen mit in den Kampf, wir alle, die wir zuhören. Die Kanonen donnern, die Kugeln fliegen, die Erde spricht auf. „Ein Heer von schrecklichen Tönen fliegt und rast mit wahnsinnigen Augen und verzerrten Gesichtern über die Höhen.“ — „Der Major sitzt gut zu Pferde, auch ohne Kopf... Wie grausig das... Nun stürzt der Tote herunter.“

Weiter, weiter! Der Atem stockt, die Pulse fliegen, die Seele liegt im Auge — was bringt der nächste Augenblick?

Heim Heiderieter, so fragen wir, die Zuhörer, unwillkürlich, wo hast du das her? Warst du denn mit im Krieg? Du warst doch damals erst ein kleiner Junge?

Heim Heiderieter lächelt wehmütig. Welche Familie im Lande könnte nicht davon erzählen? Gibt es für das lebende Geschlecht ein größeres Ereignis?

Und von Metz führt er uns wieder nach Wentorf. Über Hamburg. Hamburg darf in einem Dithmarscher Roman nicht fehlen. Wir helfen Thieß Thiessen die Elsbeth suchen, und wir ziehen zum Uhlhof und freuen uns über die singige Deern, über Lena Tarn, die da neben der alten Wieten Penn schaltet und waltet.

Was blickst du so traurig, Heim Heiderieter? Laß es nicht sterben, das sonnige Menschenkind! drängt es sich uns ahnungsvoll auf die Lippen.

Und wir stehen an ihrem Totenbett. Und wir wandern mit der scheidenden Seele über die Stätten ihrer Kindheit, ihrer Sorge und ihres Glücks. Und wie die Nachbarn die Fenster verhängen, da sie gestorben, schließen wir das Auge und weinen nach innen.

Dann kämpfen und ringen wir weiter mit Jörn, sehen mit Zittern, wie seine ursprünglich helle und milde Natur sich verfinstert und verbittert, und atmen auf, wie Sterne und Menschen ihm helfen und wie er allmählich seine Seele ausbaut und alles Gute und Schöne hineintut gerade wie in seine alte Truhe: ein krauses Geschichtenbuch, ein kluges Sternbuch, ein altes Gesangbuch, ein gutes Fernrohr und ein feines Bild: Tizians himmlische und irdische Liebe.

Und so zwischen Werdendem und Gewordenem, zwischen Lust und Leid, „zwischen Särgen und Sorgen“ führt uns Heim Heiderieter bis dahin, wo Jörn Uhl ein glücklicher Mann wurde. „Darum weil er demütig war und Vertrauen hatte.“

„Aber sei nicht zu weise, Heim, wir können es doch nicht raten.“

6.

So mag ungefähr der Eindruck sein, den das Buch auf den unbefangenen, mitgehenden Leser macht. Was ist nun Eigenartiges daran? Was erklärt seinen beispiellosen Erfolg?

Für die letzte Frage gibt es wohl Gründe, aber keine Erklärung. Gewiß, das Publikum war der ewigen Schilderung des Häßlichen, Gemeinen, Niedrigen müde, es wollte einmal etwas Gesundes, Starkes, Fröhliches haben; aber dasselbe Publikum hat auch einem literarischen Schundwerk wie der „Berliner Range“ einen großen Erfolg bereitet. Und was war an diesem Buch anderes gesund als die Pausbacken auf dem Titelbild, anderes stark als die Zumutung an den Leser, anderes fröhlich als die Einnahme des Verlegers und der Autorin?

Gewiß, die Mode mag mitspielen — aber freuen wir

uns, daß sie einmal so vernünftig war, einem Werke wie „Jörn Uhl“ einen Erfolg zu bereiten. Er hat seine Ahnen, seine starken und kräftigen, aber er ist doch auch ein ganzer Kerl, er hat doch vieles, was nur ganz sein ist.

Nicht die tiefe Charakteristik, den feinen Humor, das liebevolle Versenken in die Kindesseele, die wunderbare Beobachtungsgabe, den weiten menschlichen Horizont möchte ich hier hervorheben — es ist vor allem die Darstellung. Sie ist so klar, so lichtvoll, so anschaulich, so reich, wie ein weites Feld an einem sonnigen Sommertage. Alles Glanz und Farbe und Licht und Duft, nur in der Ferne verschwimmen die Grenzen der Erde in bläulichem Dämmer mit dem Himmelsaum. Menschen und Dinge in leiser Bewegung. Selbst um Gräben und Gruben, in Tiefen und Abgründen zittert ein weicher, farbiger Schimmer. Wir fühlen, es reift heute. Und eine wohlige Behaglichkeit umfängt uns, wir recken die Arme, wir strecken die Beine, wir möchten mitarbeiten, möchten mitwandern.

Selbst da, wo wir die Mängel des Buches empfinden, verläßt uns diese Behaglichkeit nicht, diese künstlerische Freude an der Darstellung. Zum Schluß hin spielt der Zufall — Lenas Tod, die Mäuseplage, der Blitzschlag — eine zu große Rolle. Das Werk könnte auch meines Erachtens um ein Beträchtliches kürzer sein, könnte da aufhören, wo Jörn Uhl aufhört, ein Bauer zu sein. Mit dem Studium in Hannover fängt eine neue Geschichte an, und die jungen Studenten brauchten uns Jörns Wesen und Wirken nicht zu schildern; wir kennen ihn besser als sie. Ich für meinen Teil hätte ihn auch lieber zu neuem Schaffen auf den Thießhof als auf die Hochschule begleitet. Solcher Ingenieure mag es viele geben, solcher Bauern, selbst im Dithmarschen, wo ihrer ein Edelschlag wächst, wenige.

Auch die Episoden, obgleich sie zum Besten des Buches gehören, nehmen einen zu weiten Raum ein. Und die Geschichte der Wieten Penn und die Erzählung von der Trina

Kühl, so fein sie an sich sind, klingen in dem Munde ihrer Erzähler unwahr. So kann der alte Weißkopf, so kann Siete Kren nicht erzählen, und wir müßten von der früheren Kleinmagd auf der Uhl doch mehr wissen, wenn wir dieser Entwicklung ihres Seelenlebens folgen sollen. In den Episoden tritt die romantische Neigung des Dichters besonders stark hervor, und merkwürdig, gerade in ihnen erinnert er zuweilen an Vorbilder, besonders an Gottfried Keller. Und er hat doch seinen eigenen Stil, er braucht wahrlich nicht zu borgen.

Wie ist seine Sprache bei aller Einfachheit und Volkstümlichkeit voll Kraft und Pracht! Sie ist bei der Bibel und dem Märchen in die Schule gegangen und hat was gelernt. Mit „blanken“ Augen guckt sie sich um, sieht und beobachtet alles und findet für alle das treffende Wort. Breit und ruhig in den geschichtlichen Schilderungen, ist sie kurz, abgerissen, abgehackt, wie umherfliegende Granatsplitter in dem Kriegskapitel.

Hier und da wird ein plattdeutsches Wort, eine provinziale Wendung eingeflochten, und wir haben trotz des Hochdeutschen immer den Eindruck des Plattdeutschen, immer das Gefühl, so könnten diese Leute wohl sprechen. Das ist eine größere Kunst, als durch den Dialekt zu charakterisieren. Es stört darum keinen Augenblick, ja es fällt gar nicht auf, daß es am Tage von Gravelotte heißt: „In den Furchen und an den Büschen ruft es: Hölp mi . . . O . . . hölp mi doch.“ — Und aus dem trockenen Bachlauf: Soo dösti — so dösti . . . Mien Moder!“ Und wenn Jörn heimkehrt, und die alte treue Magd legt die bebende Hand auf seinen Arm, was könnte er anders sagen als: „Wieten, mien ole Wieten!“

Auch Frenssens Bilder und Vergleiche sind plattdeutsch, sind ganz und gar dem niedersächsischen Milieu entnommen. Wie treffend und plastisch sie sind, kann nur der nachfühlen, der genau das Landleben kennt, für den Worte und Vorstellungen auch einen Gefühlswert haben.

Die kleine Elsbeth, Jörns Schwester, folgt ihrem Verführer ins Unglück. „Er hat sie vom Hof geschleppt, sagt Thieß Thiessen, wie man ein Füllen am Halfter hinter sich herzieht, das sich am Hecktor mit langem Blick umsieht.“ „Früher hatte ich lauter schwere Gedanken,“ sagt Jörn Uhl einmal, „die gingen umher wie Müllerknechte, jetzt aber sind sie Herrenleute geworden, gehen im Sonntagsstaat spazieren und sehen nach den Mädchen, die unterm Weinlaub sitzen.“

Solche Bilder finden — und über welche Fülle gebietet der Dichter! — heißt mit neuen Augen in die Welt sehen, heißt das Ursprüngliche, das Wesen der Dinge erkennen und mit der Illusionskraft des Kindes in dem Leblosen das Lebendige, in dem Abstrakten das Konkrete erschauen.

Von solchen Bildern ist nur ein Schritt zu der Vermenschlichung der Dinge und Naturkräfte. Da zeigt sich dieselbe Phantasie, wie sie in der Schöpfung unserer Mythen, Sagen und Märchen lebendig war. Diese Phantasie ist dem Friesenstamm wohl besonders eigen.

In einem alten friesischen Rechtsbuche heißt es da, wo von den drei Bedingungen, den „drei Nöten“ gesprochen wird, unter denen das Erbe eines vaterlosen Kindes veräußert werden darf:

„Die erste Not ist, wenn das Kind gefangen und gefesselt wird nördlich über die See oder südlich über die Berge. Dann mag die Mutter des Kindes Erbe veräußern, und ihr Kind lösen und ihm sein Leben damit retten helfen.“

„Die zweite Not ist, wenn die teuern Jahre kommen, und der heiße Hunger über das Land fährt und das Kind Hungers sterben würde. Dann mag die Mutter sein Erbe veräußern und ihm davon Kuh und Korn kaufen, auf daß man ihm damit zum Leben helfe; denn Hunger ist der Schwerter schärfstes.“

„Die dritte Not ist, wenn das Kind ist stocknackt oder hauslos, und dann die nebeldüstre Nacht und der eiskalte Winter über die Täune scheint, so eilen alle Menschen in ihren

Hof und in ihr Haus, und das wilde Tier sucht den hohlen Baum und der Berge Schlüchte, um darin sein Leben zu fristen. Da weint das unmündige Kind und beklagt seine nackten Glieder und jammert, daß es kein Obdach habe, daß sein Vater, der ihm helfen sollte gegen den kalten Winter und gegen den heißen Hunger, so tief und im Dunkel ruht unter Eichenholz und Erde, mit vier Nägeln verschlossen und bedeckt: wann darf die Mutter ihres Kindes Erbe veräußern und verkaufen.“

Man vergleiche damit Sprache und Formeln unserer heutigen Rechtsbücher!

Klingt es nicht fast wie ein Gegenstück zu dieser Winter-
 nacht, wenn Frenssen uns die Mainacht schildert? „Es war
 wundervolle, ruhige Nacht. Es rieselte noch ein wenig
 in den Bäumen, als wenn ein Kind abends im Bette leise weint,
 weil es verlassen ist und sich fürchtet. Es blitzte ein wenig am
 Horizont, als wenn eine Mutter mit einem Licht in die Kammer
 kommt, zu sehen, ob die Kinder schon schlafen. Es wehte ein
 wenig, als wenn eine Mutter leise ein Wiegenlied summt. Dazu
 schien der Mond fast voll, nur noch ein wenig schmal im Ge-
 sicht, und Sterne am ganzen Himmel warfen tausend goldene
 Lanzen auf die Erde, daß alles auf ihr sich duckte und still
 war. Selbst die Menschen, die unterwegs waren, redeten leise
 miteinander.“

Das ist nicht ausgedacht und ausgeklügelt, das ist gesehen
 und erlebt. Und darum, wenn der Dichter dasselbe zu einer
 andern Zeit, in einer andern Stimmung sieht, so wechselt es
 sein Aussehen.

„Und oben steht mit seinen dicken Backen der Ostwind
 und beugt sich über den Rand und lacht.“

„Der Westwind, der müde Wattläufer, stieg mit schweren
 Wasserstiefeln ans Land und ging, leise vor sich hinsingend,
 an ihnen vorüber.“

Und wieder ein andermal: „Der Wind zog vorüber mit

klagender, singender Stimme redend, wie die Schiffer zuweilen singen, schleppend, schwerfällig beim Ankerholen."

Kann man klarer sehen, lebendiger darstellen? Und nicht nur die Dinge der Wirklichkeit, auch solche, die dem gewöhnlichen Auge unsichtbar sind, erblickt er ebenso klar. So sieht er die Wellengeister, die Maria Landt in die Tiefe ziehen, so genau, daß er sie zählt: „zwei, drei, sechs waren es“. Und auf der Heide am Goldsot, auf altem, vorjährigem Eichenlaub, geschützt vorm Westwind lagen „sieben von schöner Art beieinander, Kinder der Heide, immer jung, mit brauner Haut und dunklem, schlichtem, langem Haar und unergründlich tiefen Augen, die nach Menschenurteil ein wenig dumm und glasig glänzen, auch zu langwimperig sind. Wer sie gesehen hat, der weiß es.“

Er hat sie gesehen, mit Böcklin-Augen. Und so sieht er auch den Blitz mit langem, glattem Leib sich zwischen Heu und Dach winden, sieht, wie mitten in dem Brand der Uhl von Sankt Mariendonn her, längs dem schmalen Kirchsteig, an der Au entlang der Tod kommt: „Er mied den Feuerschein, indem er auf der Fohlenweide den Steig verließ. Er ging schräg hinüber, stracks auf Jasper Kreys Haus zu, das klein und niedrig mitten im roten Schein unter den hohen, hellerleuchteten Pappeln lag. Wieten Penn, die vor dem Bett stand und auf ihn wartete, trat mit weitgeöffneten Augen zur Seite und machte ihm Platz. Er trat heran, legte seine Hand mit festem Griff auf die Schulter des Schlafenden. Der zuckte zweimal. Da stand der Atem still.“

In dieser Vermenschlichung der Naturkräfte, dieser gewaltigen Natursymbolik liegt Frenssens charakteristische Kraft. Das ist ganz sein Eigentum.

Und noch eins unterscheidet ihn. Er ist bei aller epischen Kraft in seinem innersten Wesen Lyriker. Er gibt nicht nur Menschen und Dinge und Landschaft und Licht und Farbe und Luft, er gibt noch etwas, das sie wie ein Hauch, ein Duft

umschwebt: den Zauber der Stimmung. Oft in ausgeführten Schilderungen und Bildern, oft mit einem einzigen kleinen Sätzchen.

Da sitzen sie, Großknechte und Mägde und Jörn Uhl, in der Dämmerung des Sommerabends vor der Tür und unterhalten sich, nachdem Harke Siem die Harmonika gespielt hat, von allem Möglichen. Von Nachbars Korn und Nachbars Tochter. Danach vom Lehrer und vom Pastor, danach von Hamburg, danach vom König und zuletzt vom Tod.

„Der Mond stand in den Pappelzweigen, und das Wiesel lief über den Weg.“

Ich weiß nicht, ob jeder die einzig eigenartige Stimmung, die in diesem Sätzchen liegt, eine Stimmung, wie sie nur in dieser Weise, durch diese Worte und Vorstellungen geweckt werden kann, auch nachfühlen kann. Wer sie aber einmal erlebt hat, der empfindet dabei alle Süße und alle Heimlichkeit der Sommernacht.

Erleben kann man das natürlich nur auf dem Lande. Und dem Lande verdankt der Dichter seine eigenartige Kraft und Kunst, und ihm dankt er sie auch. Mit einer geradezu leidenschaftlichen, inbrünstigen Liebe, die wie jede große Liebe gegen andere ungerecht macht, hängt er am Lande, an seiner Heimat. Er wird nicht müde, in immer neuen Tönen ihr Lob zu singen. Eine Mutter kann ihr Kind, ihr einziges, nicht zärtlicher lieben. Von ihm kommt alles Gute und Schöne, alle Kraft und aller Segen. Seine Fehler und Schattenseiten kennt er nicht, will er nicht kennen. Fehler haben nur die Menschen, die es verschänden oder sich von ihm losreißen wollen. In allen drei Romanen ist der Kampf um das Besitztum, um das Land, um die Heimat die innerste Triebfeder jeglichen Tuns und Treibens. Wer in der Heimat bleibt, bleibt gut und glücklich. Wer sie verläßt, gibt sich selbst preis und findet nicht eher Glück und Ruhe, bis er zurückkehrt.

Das Leben in der Stadt ist ein Unglück. Die Bewohner

der großen Städte haben „so etwas Unruhiges, haltloses, Raffiges an sich“.

Wer nach der Stadt verschlagen wird, hat Heimweh. „Nicht bloß die, welche auf dem freien Lande geboren sind, nein, es liegt auch noch ihren Kindern im Blut. Erst das dritte Geschlecht begreift, daß es klug und schlau ist, übereinander in engen Straßen zu wohnen.“

Man kann lächeln über diese Anschauung, aber dann muß man schon zu dieser dritten Generation gehören. Wer da weiß, wie all unser geistiger Besitz, vor allem unser künstlerischer, von den Uranschauungen abhängt, wie allein die Natur sie geben kann; wer da weiß, wie arm wir Großstädter an solchen Anschauungen sind, wie unsre Vorstellungen in der Luft schweben, wie unnatürlich unsre Lebensweise in den steinernen Mauern ist, wie oft Wochen vergehen, da wir keinen Baum, Jahre, da wir keinen Sonnenaufgang sehen — wer das weiß und empfindet, der versteht Frenssens leidenschaftliche Liebe zum Lande, der hört darin den Sehnsuchtschrei: zurück zur Natur, zurück zu uns selbst! Es ist dieselbe Liebe und Sehnsucht, die so wehmütig tief aus Klaus Groths „Da wahn en Mann“ erklingt.

Aber diese tiefe Liebe zum Lande hat die Weltanschauung des Dichters nicht beschränkt. Davor bewahrt ihn schon sein gesunder Humor. Das Keimenschliche kommt überall zur Geltung. Darum ist ihm jede Prüderie verhaßt. Er freut sich einer frischen, gesunden Sinnlichkeit und ist nicht der Meinung, daß die Religion von Gott, die Natur aber vom Teufel sei.

So sehr er Land und Volk liebt, so fremd und zuwider ist ihm — wenigstens im Jörn Uhl — alles Rühmen und Großtun mit Vaterlandsliebe. Als Jörn in schweren Sorgen geht, liegt ihm sein Uhlenhof mehr am Herzen als das Vaterland, und da Lehmann in den Krieg zieht, wird es ihm erst klar, um was es sich handelt, als man ihm erzählt, die Franzosen hätten den alten König tätlich beleidigt. „Wie alt ist

er?" fragte Lehmann. „Über die siebzig hinweg." Von Stund an, als er das hörte, hatte Lehmann klare Erkenntnis und gutes Gewissen. „Wenn sie den alten Mann ins Gesicht schlagen, dann haben wir das Recht, ihnen an die Jacke zu kommen." — Das klingt nicht nach Begeisterung und Patriotismus, aber es klingt nach Wahrheit, ist aus der Volksseele heraus empfunden.

Außer Liliencron wußte ich keinen, der uns so wie Frenssen in der Schilderung des Einzelgefechtes, des Einzelerlebnisses eine so anschauliche, umfassende Darstellung der ganzen Schlacht, ja des ganzen Krieges gibt, uns aber auch zugleich seinen ganzen Jammer empfinden läßt. Nicht so, wie Lena Tarn und so viele andere ihn sich vorstellen. „Oben helle runde Wolken, unten brennende Häuser, dazwischen laufende und reitende Menschenhaufen, der Feldherr voll Orden, Hurrarufen, Helmschwingen, Wachtfeuer. ‚Nun danket alle Gott‘. So hatte es im Lesebuch gestanden." Nein, wie Jörn es erlebt. „Er stand bis zum Knie im blutigen Stroh. Er sah auf den Toten und zur Seite auf den Hauptmann, der, den Kopf zurück, mit weitaufgerissenen Augen nach Atem rang, und es packte ihn Grauen vor dem furchtbaren Jammer der Menschheit."

Frenssens Herz schlägt für die Leidenden und Unterdrückten. Er nennt das Vaterland, das dem versoffenen Mann alle Rechte läßt, aber der arbeitsamen, braven Frau keine gibt, „weiberfeindlich". Es muß dem Dichter viel Liebes und Schönes von den Frauen erwiesen sein — er weiß fast nur Gutes von ihnen zu sagen.

Ihn dauern die Armen und Unterdrückten. Er möchte, daß wie der Wind für alle, auch das Land für alle da sei. „Lunge und Magen haben das Recht vor Gott, satt zu werden."

Er ist ein Auserkorener, dieser Pfarrer von Hemme, ein echter Priester. Dieselbe innerliche, tiefe Religiosität, dieselbe warme Herzensgüte, die freie, fröhliche Menschlichkeit, die

seine „Dorfpredigten“ atmen, ist hier in Leben und Tun übertragen. Er hält nicht viel vom Predigen im gewöhnlichen Sinne und weiß manch scharfes Wort darüber zu sagen.

Die Tat und das Herz machen den Menschen.

„Wir haben gestern eine Arbeiterfrau begraben. Sie kam selten in die Kirche; aber ihr ganzes Leben ist ein heißes, treues Sorgen für Mann und Kinder gewesen. Das Dienen, das Sichopfern oder das Helfen und Treusein, oder wie man es nennen will: das ist das rechte menschliche Königtum. Das ist auch das rechte Christentum.“

So spricht der junge Pastor, und Wieten Penn sagt: „Man muß dann eben so weg arbeiten, bis es Abend wird, und immer gut und lieb sein, so viel man kann.“

Das Evangelium einer armen Dienstmagd. Wer weiß ein besseres? —

Mit solchen Gestalten und Anschauungen tritt die Heimatkunst aus ihrer Enge heraus und wird große Kunst, Weltkunst. Sie gibt im engen Rahmen ein Bild des ganzen Lebens. Das kann sie um so leichter, weil die Verhältnisse noch so viel einfacher, weil der eingeschränkte Wirkungskreis des ländlichen Lebens — wie Anzengruber am Schluß des Sternsteinhofes, seines epischen Meisterwerkes, sagt — „die Charaktere weniger in ihrer Natürlichkeit und Ursprünglichkeit beeinflusst, die Leidenschaften rückhaltlos sich äußern, wie denn auch in den ältesten, einfachen, wirksamsten Geschichten die Helden und Fürsten Herdenzüchter und Großgrundbesitzer waren und Sauhirten ihre Hausmeister und Kanzler.“

Und wenn nun an dem Dichter, der sich in seinem Heimdorf einen Bauernhof erworben hat, Heim Heiderieters höchster Wunsch in Erfüllung geht, wenn er selber Bauer und Dichter geworden, dann verbindet sich in ihm gewissermaßen Ausgangspunkt und Endpunkt der Entwicklung der menschlichen Gesellschaft, Wurzel und Blüte der Kultur.

Was wir noch von ihm zu erhoffen haben, wer kann es

sagen? Ob es ihm gelingt, sein Stoffgebiet zu erweitern, in das Getriebe komplizierterer Menschenseelen und Menschen-schicksale ebenso klar hineinzuleuchten? Ich denke, wir dürfen von einem, der selbst solch große Anforderungen an sich stellt, noch Großes und Schönes erwarten.

Vielleicht, daß uns sein nächstes Buch in die Stadt führt, vielleicht auch, daß er zurückgreift auf das, was er schon in „Jörn Uhl“ angedeutet; denn er liebt es, Personen aus dem einen Roman in dem andern wieder auftreten zu lassen. Und in „Jörn Uhl“ ist von einem Studenten der Theologie die Rede, eines Handwerkers Sohn, der mit seinen Kameraden aus der Volksschule Freundschaft und Umgang fortsetzte und mit ihnen die allbekannten Wege ging, wie junge Leute sie lieben. „Und obwohl er manche fröhliche Nacht in dieser Gesellschaft verlebt hat, auf manchem geliehenen Bauerngaul zu Tanz geritten und manchem Mädchen in die lustigen Augen gesehen, ist er doch — Gotts Wunder — keine Schande seines Standes geworden.

Wir kennen diesen Studenten. Und in „Jörn Uhl“ ist auch von einem Pastor die Rede, der nichts weiter ist noch sein will als ein schlichter, ehrlicher Mensch, und der darum viel schweres und ganz zweckloses Herzeleid auf seinem Land-pastorat erlebt.

Wir kennen diesen Pastor. Und wer weiß, ob der Dichter ihn nicht mit seinen Kämpfen und Leiden in den Mittelpunkt einer neuen Erzählung stellt?

Wer schon jetzt etwas mehr von ihm selber erfahren will, von dem Menschen Frenssen, der so ganz zu dem Dichter stimmt, der lese ebenda, wie er das Idyll schildert, wo der Pastor lesend mit seiner Familie um den Tisch sitzt.

Ich sehe aber ein ganz anderes Bild. Seine Frau, wohl das Urbild der Lisbeth, hat es mir gezeichnet.

„Da war ein Schwalbenpaar, das wollte nicht am Hause und nicht auf der Diele nisten. Sie hatten es auf unsere Stuben

abgesehen. Wo nur ein Fenster offenstand, flugs waren sie da. Und eines Tages, da wir ausgegangen waren und das Fenster des Arbeitszimmers offengeblieben war, da hatten sie's erreicht. Als wir zurückkehrten, war die Grundmauer des Nestes gelegt. Nun durften wir sie nicht mehr fortjagen. Gerade über dem Fenster war das Nest, und während mein Mann am Schreibtisch arbeitete, flogen sie ein und aus, hin und her, rund um ihn herum, und zwitscherten und sangen und guckten ihm neugierig über die Schulter."

„Und was sagten sie zueinander?“

„Was sie sagten?“

„Ich will's Ihnen verraten, Frau Pastor. Sie hatten gewiß das feine Schwalbenlied aus den drei Getreuen gehört und zwitscherten nun: ‚Der kennt die Schwalben. Das ist ein Dichter!‘“

Und das war ungefähr dasselbe, was Lisbeth zu Jürgen sagte, als sie Heim Heiderieters Bootsmanngeschichte gehört hatte. „Es ist doch ein fein Ding um solch Erzählen. Du hättest sieben wissenschaftliche Bücher über unsere Vorfahren lesen können und sieben andere über das Wesen der Menschenseele, und hättest vielleicht nicht so viel Erkenntnis und Freude gewonnen als durch das kleine, bunte Bild, das er uns eben gemalt hat.“

